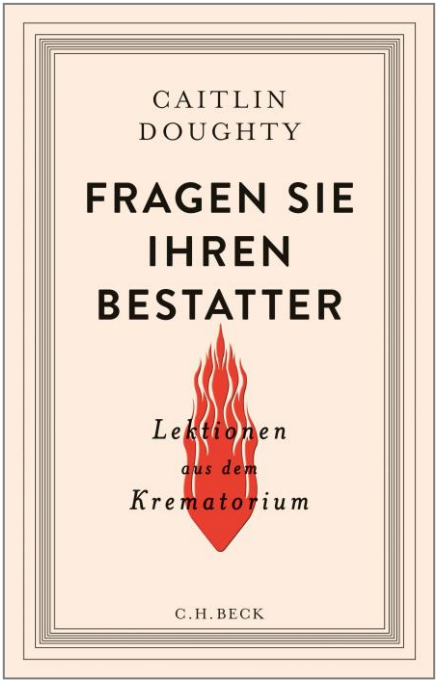
C.H.BECK
www.chbeck.de

Unverkäufliche Leseprobe



Caitlin Doughty
Fragen Sie Ihren Bestatter
Lektionen aus dem Krematorium

270 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-68820-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
http://www.chbeck.de/15996487

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Caitlin Doughty

Fragen Sie Ihren Bestatter

Lektionen aus dem Krematorium

Aus dem Amerikanischen
von Sky Nonhoff

Unkorrigierte Leseprobe

Pressesperrfrist für Rezensionen:
21. Januar 2016

Die Veröffentlichung einer Rezension
vor Ablauf der Sperrfrist
ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung
des Verlags C.H.Beck erlaubt.

C.H.Beck

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
«Smoke Gets in Your Eyes & Other Lessons from the Crematory»
Copyright © 2014 by Caitlin Doughty. All rights reserved.
Zuerst erschienen 2014 bei W. W. Norton & Company, New York, London

Für die deutsche Ausgabe:
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie, Conny Hepting, nach einem Entwurf von David J. High für die Originalausgabe bei W. W. Norton
Porträtbilder auf dem Umschlag der Leseprobe:
vorne: © Jeff Minton / Corbis Outline; hinten: © Mara Zehler
Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany

Werbemittel-Nummer 257221
www.beck.de

Wie befördert man übergewichtige Tote aus dem obersten Stockwerk auf die Straße?

Wie geht man mit den schockierten Angehörigen um?

Wie bekommt man die Knochen in die Urne?

Als die 23-jährige Caitlin Doughty ihren Dienst im Westwind-Krematorium antritt, ist ihre erste Aufgabe, eine Leiche zu rasieren, und weitere Herausforderungen erwarten sie. In vielen komischen und bizarren Szenen berichtet Caitlin Doughty von ihrer etwas anderen Arbeit. Sie blickt zurück in die Geschichte des Todes und erzählt, was in anderen Kulturen mit den Leichen geschieht. Wunderbar offenherzig und ironisch öffnet sie dem Leser die Augen für unseren Umgang mit den Toten und plädiert dafür, sie nicht länger hinter einem Vorhang aus Angst und Tabus verschwinden zu lassen.

Wer schon immer mit einem guten Freund um Mitternacht einen Friedhof besuchen wollte, der sollte diese unvergessliche Geschichte lesen.

- **New York Times Bestseller**
- **Übersetzungen in zahlreiche Sprachen**
- **Filmvertrag mit «Paramount Television» und «Anonymous Content»**

Caitlin Doughty wurde 1984 auf Hawaii geboren, besuchte in Honolulu die Schule und studierte an der University of Chicago mittelalterliche Geschichte. Ihr besonderes Interesse galt dabei dem Verhältnis von Tod und Kultur sowie den Hexenprozessen. Nebenbei schrieb und inszenierte sie ein Theaterstück. Mit 23 Jahren heuerte sie bei der Firma Westwind Cremation & Burial in San Francisco an, wo sie lernte, Leichen abzuholen, für die Angehörigen herzurichten und zu verbrennen. Nach dem Besuch einer kalifornischen Bestatterschule gründete sie «The Order Of The Good Death», eine Vereinigung von Bestattern, Künstlern, Schriftstellern und Intellektuellen, die die westliche Einstellung zu Tod und Trauer grundlegend ändern wollen. 2011 startete Caitlin Doughty ihre YouTube-Serie «Ask A Mortician», die inzwischen mehr als 50 Filme umfasst und Millionen Fans auf der ganzen Welt hat. 2014 erschien ihr Bestseller «Smoke Gets in Your Eyes». Inzwischen betreibt Caitlin Doughty ihr eigenes alternatives Bestattungsunternehmen «Undertaking LA».

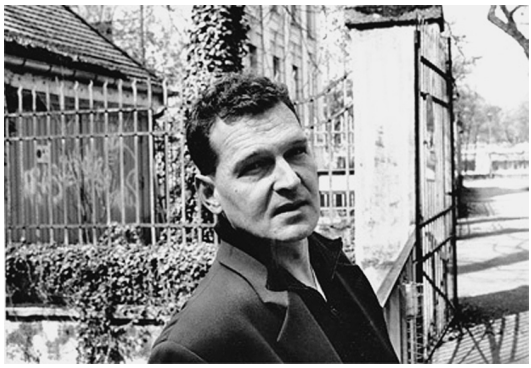
Weitere Informationen mit Links zu den Videos:
www.orderofthegooddeath.com

Follow Caitlin on Social Media:

Twitter@TheGoodDeath

https://www.facebook.com/OrderoftheGoodDeath

http://instagram.com/thegooddeath



© Pietro Germano

Sky Nonhoff, geboren 1962, hat unter anderem Romane und Erzählungen von Jonathan Coe, Panos Karnezis, Gay Talese, Nam Le und Dennis Lehane ins Deutsche übersetzt. Der Übersetzer, Kulturjournalist und Autor («Die dunklen Säle», «Don't Believe the Hype») ist außerdem Co-Betreiber von www.fillessourires.com, der weltweit größten Website über französische Musik.

Stimmen zum Buch

«Caitlin Doughty ist wie eine Figur direkt aus *Six Feet Under*.»

Collector's Weekly

«Champion der alternativen Bestattungsindustrie» *Independent*

«Doughtys unbekümmerte Kaltblütigkeit ist bewundernswert. Ich wette, sie macht einen ausgezeichneten Job.» *Gregory Cowles, New York Times*

«Teuflisch witzig.» *O. The Oprah Magazine*

«Morbid und erhellend.» *Entertainment Weekly*

«Ein so plastisches und pathologisches Buch könnte seine Leser ohne Weiteres in tiefe Trauer stürzen, aber Doughty erweist sich als verlässliche Fremdenführerin durch die wunderliche Welt des Todes und lässt uns aus dem Lachen nicht herauskommen.» *Washington Post*

«Abwechselnd herzzerreißend und urkomisch, faszinierend und skurril, leidenschaftlich und makaber … Ein geistreiches, scharfsinniges und aufwühlendes Buch.» *Dodai Stewart, Jezebel.com*

«Caitlin Doughty entführt Sie an Orte, die Sie in Ihren verrücktesten Phantasien nicht besucht hätten. Packend, komisch und dringend notwendig … Caitlin Doughty bringt das Problem unserer heutigen Verdrängung des Todes auf den Punkt.» *Bess Lovejoy, Autorin von «Rest in Pieces»*

«Ein geistreiches, gelehrtes und beißend komisches Memoir über den American Way of Death.» *Kirkus Review*

«Ein Muss für alle, die vorhaben zu sterben.» *Booklist*

«Alles hat ein Ende – leider auch dieses Buch.»

Kevin Nguyen, Grantland

Inhaltsverzeichnis des Buches

Vorbemerkung 9

Meine erste Rasur 13
Plüsch und Pappsärge 23
Im freien Fall 37
Zahnstocher in Aspik 49
Auf Knopfdruck 63
Ein rosa Cocktail 79
Teufelsgeburten 97
Entsorgung leicht gemacht 111
Unnatürlich natürlich 127
Ach, armer Yorick 139
Eros und Thanatos 153
Der Blubb 165
Ghusl 181
Solo mit Traummann 193
In den Redwoods 205
Deth Skool 213
Der Tod fährt mit 225
Die Kunst des Sterbens 237
Die verlorene Tochter: Eine Art Epilog 253

Dank 261
Nach- und Hinweise 263

© Darren Blackburn

© Darren Blackburn

Laut Augenzeugenbericht eines Journalisten weigerte sich Mata Hari, die berühmte exotische Tänzerin und Spionin des Ersten Weltkriegs, eine Augenbinde zu tragen, als sie 1917 vor einem französischen Erschießungskommando stand.

- «Muss ich die anlegen?», fragte Mata Hari ihren Anwalt, als sie die Augenbinde erspähte.
- «Das liegt ganz in Madames Ermessen», erwiderte der verantwortliche Offizier, ehe er sich eilig abwandte.
- Mata Hari wurde nicht gefesselt und musste keine Augenbinde tragen. Während der Priester, die Nonnen und ihr Anwalt beiseitetraten, sah sie ihrer Hinrichtung mit festem Blick entgegen.

Dem Tod ins Auge zu blicken ist alles andere als ein einfaches Unterfangen. Um es zu vermeiden, legen wir uns selbst eine metaphorische Augenbinde an, ziehen es vor, die Augen vor unserer Sterblichkeit zu verschließen. Doch das Verdrängen des Todes ist kein Segen, weil wir unsere Ängste lediglich unter die Oberfläche verbannen.

Wir bemühen uns nach Kräften, den Tod an den Rand unseres Daseins zu verdrängen, indem wir die Toten hinter rostfreien Stahltüren wegschließen, die Kranken und Sterbenden in Krankenhauszimmer auslagern. Wir verbergen den Tod so perfekt, dass

man fast glauben könnte, wir seien die erste Generation von Unsterblichen. Aber das sind wir nicht. Wir alle werden sterben, und das wissen wir auch. Der große Sozialanthropologe Ernest Becker hat dieses Wissen so in Worte gefasst: «Der Gedanke an den Tod verfolgt das Tier Mensch wie nichts anderes.» Aus Angst vor dem Tod bauen wir Kathedralen, zeugen Kinder, führen Kriege und sehen uns nachts um drei Katzenvideos im Internet an. Der Tod steuert all unsere kreativen und zerstörerischen Impulse. Je näher wir dem Verständnis des Todes kommen, desto besser verstehen wir uns selbst.

Dieses Buch handelt von meinen ersten sechs Jahren im amerikanischen Bestattungswesen. Wenn Sie sich realistische Beschreibungen von Tod und Toten lieber ersparen wollen, halten Sie das falsche Buch in der Hand; die bereits erwähnte Augenbinde können Sie an der Garderobe abgeben. Die hier geschilderten Begebenheiten haben sich genau so ereignet, die handelnden Personen gibt es wirklich. Diverse Namen sowie ein paar kleinere Details (aber nicht die richtig krassen, Ehrenwort) habe ich geändert, um die Privatsphäre der Betroffenen und die Identität der Verstorbenen zu schützen.

WARNUNG!

ZUTRITT STRENGSTENS VERBOTEN!

Kalifornische Bestattungsverordnung
Paragraph 16, Absatz 12,
Satz 3, Nummer 1221.
Bestattungsvorbereitungen:
(a) Die Vorbereitung der Verstorbenen
auf die Bestattung wird ausschließlich
von qualifiziertem Fachpersonal
durchgeführt …

– Vorgeschriebenes Warnplakat
für Bestattungsunternehmen –

Eine Frau erinnert sich immer an die erste Leiche, die sie rasiert hat. Es ist das einzige Ereignis in ihrem Leben, bei dem ihr mulmiger wird als beim ersten Kuss oder beim Verlust ihrer Jungfräulichkeit. Nie bewegt sich der Uhrzeiger langsamer, als wenn man mit einem pinkfarbenen Einwegrasierer in der Hand vor der Leiche eines älteren Mannes steht.

Im grellen Schein des Neonlichts blickte ich geschlagene zehn Minuten auf den armen reglosen Byron, so kam es mir wenigstens vor. So hieß er, jedenfalls stand dieser Name auf dem Zettel an seinem großen Zeh. Ich war mir nicht sicher, ob Byron noch als Subjekt (als Person) durchging oder bereits als Objekt (Leiche) galt, aber wenn ich schon eine derart intime Handlung an jemandem vornahm, wollte ich doch wenigstens seinen Namen wissen.

Byron war ein Mann um die siebzig mit einer weißen Haarmähne und dichten weißen Bartstoppeln. Abgesehen von dem Laken, mit dem ich seine untere Körperhälfte abgedeckt hatte, war er nackt. Was ich da eigentlich verhüllen wollte, wusste ich nicht so recht. Offenbar ein Anfall postmortaler Schicklichkeit.

Seine Augen, die in den Abgrund über ihm starrten, waren leer wie geplatzte Luftballons. Sind die Augen eines Liebenden ein kristallklarer Bergsee, erinnerten die von Byron an einen trüben Tümpel. Sein Mund war in einem stummen Schrei erstarrt.

«Ähm, he, äh, Mike?», rief ich meinem neuen Chef aus

dem Präparationsraum zu. «Soll ich das mit Rasiercreme machen, oder …»

Mike kam herein, nahm eine Dose Rasierschaum von einem Metallschränkchen und wies mich darauf hin, ein Adlerauge auf die Falten zu haben. «Wenn du ihm ins Gesicht schneidest, haben wir ein Problem. Also sei vorsichtig, okay?»

Klar, vorsichtig. So vorsichtig wie all die anderen Male, wenn ich «jemanden rasiert» hatte. Also nie.

Ich zog die Gummihandschuhe an und fuhr mit dem Daumen über Byrons kalte, steife Wangen, die Bartstoppeln, die ihm in den letzten Tagen gesprossen waren. Ich fühlte mich meiner Aufgabe auch nicht ansatzweise gewachsen. Tatsächlich hatte ich stets geglaubt, Bestatter seien Profis durch und durch, perfekt ausgebildete Experten, die sich unserer Verstorbenen annehmen, damit wir es nicht selbst tun müssen. Wusste Byrons Familie davon, dass eine Dreiundzwanzigjährige ohne jede Erfahrung im Begriff war, ihrem geliebten Byron mit einem Rasierer zu Leibe zu rücken?

Ich versuchte, Byrons Augen zu schließen, doch seine faltigen Lider klappten immer wieder nach oben wie eine Jalousie, als wollte er zusehen, wie ich meinem Job nachkam. Ich versuchte es abermals, mit demselben Ergebnis. «He, Byron», sagte ich. «Auf gute Ratschläge kann ich verzichten.» Keine Antwort.

Mit seinem Mund war es dasselbe. Zwar konnte ich ihn schließen, doch ein paar Sekunden später stand er schon wieder offen. Was ich auch unternahm, Byron machte keinerlei Anstalten, sich wie ein Gentleman zu verhalten, der auf seine Nachmittagsrasur wartet. Schließlich gab ich es auf, sprühte ein wenig Creme auf seine Wangen und verteilte sie mit den unbeholfenen Bewegungen eines Kleinkinds, das zum ersten Mal mit Fingerfarben experimentiert.

Es ist bloß ein Toter, sagte ich mir. Verwesendes Fleisch, Caitlin. Ein Kadaver.

Das löste nicht gerade einen Motivationsschub bei mir aus. Byron war weit mehr als ein Haufen faulendes Fleisch. Er war

auch eine magische Kreatur, ein Zauberwesen, so wie ein Einhorn oder ein Greif. Erhaben und profan zugleich, befand er sich hier mit mir im Wartezimmer zwischen Leben und Ewigkeit.

Als ich zu dem Schluss gelangte, dass ich für diesen Job wohl nicht geeignet sei, war es bereits zu spät. An dieser Rasur führte kein Weg mehr vorbei. Ich griff nach meiner pinkfarbenen Waffe, die in diesem dunklen Gewerbe zur Grundausstattung gehört. Ich verzog das Gesicht und stieß einen Hochfrequenzlaut aus, wie ihn nur Hunde hören können, setzte die Klinge an und begann meine Laufbahn als Barbier der Toten.

Als ich an jenem Morgen aufgewacht war, hatte ich nicht damit gerechnet, eine Leiche zu rasieren. Verstehen Sie mich nicht falsch. Leichen hatte ich schon erwartet, nur nicht das Rasieren. Es war mein erster Tag als Krematoriumsfachkraft bei Westwind & Burial, einem alteingesessenen Bestattungsunternehmen. Einem Familienbetrieb.

Ich stand früh auf, was ich sonst nie zu tun pflege, zog eine Arbeitshose – ich trage sonst nie Hosen – und Stahlkappenboots an. Die Hose war zu kurz und die Boots zu groß. Ich sah schlicht lächerlich aus, aber ich hatte nicht die geringste Ahnung, welche Kleidung man beim Einäschern menschlicher Überreste trägt.

Die Sonne ging gerade auf, als ich aus meiner Wohnung am Rondel Place trat, glitzerte auf weggeworfenen Injektionsnadeln und verdampfenden Urinpfützen. Ein Obdachloser in einem Tutu schleppte einen alten Autoreifen die Gasse hinunter, wahrscheinlich um ihn als provisorischen Donnerbalken zu benutzen.

Als ich nach San Francisco gezogen war, hatte ich drei Monate gebraucht, um ein Zimmer zu finden. Schließlich war ich bei Zoe untergekommen, einer lesbischen Jurastudentin, mit der ich mir nun ihre quietschrosa Maisonettewohnung im Mission District teilte. Unser Haus befand sich zwischen einem beliebten mexikanischen Restaurant und dem Esta Noche, einer bekannten Lati-

no-Tuntenbar, aus der jeden Abend ohrenbetäubende Ranchera-Klänge dröhnten.

Auf dem Weg zur U-Bahn kam mir ein Exhibitionist entgegen. Er öffnete seinen Mantel und zeigte mir seinen Penis. «Na, Schätzchen, was hältst du davon?», sagte er und wedelte triumphierend damit herum.

«Lass dir was Originelleres einfallen, Mann», gab ich zurück, worauf er ziemlich dumm aus der Wäsche schaute. Mittlerweile wohnte ich seit gut einem Jahr am Rondel Place. Mit so einer Nummer konnte er keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken.

Die Fahrt mit der U-Bahn führte von der Mission-Street-Station unter der Bay hindurch nach Oakland. Ein paar Blocks entfernt von Westwind Cremation stieg ich aus, und nach weiteren zehn Minuten Fußweg war ich angekommen. Der Anblick meines neuen Arbeitsplatzes riss mich nicht gerade vom Hocker. Keine Ahnung, wie ich mir das Bestattungsinstitut vorgestellt hatte – vielleicht so ähnlich wie das Haus meiner Großmutter, umwabert von Trockeneisnebel –, doch von der Straße aus sah das Gebäude jenseits des schwarzen Metalltors hoffnungslos normal aus: eierschalenfarben und ebenerdig, hätte es sich genauso gut um eine Versicherungsfiliale handeln können.

Neben dem Tor befand sich ein kleines Schild: Bitte läuten. Ich nahm also meinen ganzen Mut zusammen und tat wie geheißen. Einen Augenblick später öffnete sich das Tor mit einem leisen Knarren, und Mike, der Geschäftsführer des Krematoriums und mein neuer Boss, trat aus dem Haus. Ich hatte ihn nur einmal vorher gesehen und mich dazu verleiten lassen, ihn für völlig harmlos zu halten – einen durchschnittlich großen, durchschnittlich schweren Weißen Mitte vierzig mit schütterem Haar. Doch trotz seiner onkelhaft wirkenden Khakihose ging etwas absolut Beunruhigendes von ihm aus. Seine Augen hinter der Brille musterten mich scharf, als wolle er sich darüber klar werden, ob es nicht doch ein Riesenfehler gewesen war, mich zu engagieren.

«Guten Morgen», sagte er, doch die Worte kamen so matt, so

müde aus seinem Mund, als wären sie für ihn allein bestimmt. Er ließ die Tür offen stehen und ging wieder hinein.

Nach ein paar unbehaglichen Momenten kam ich zu dem Schluss, dass ich ihm folgen sollte, trat über die Schwelle und bog um mehrere Ecken. Ein dumpfes Dröhnen hallte durch die Korridore und wurde immer lauter.

Hinter der unscheinbaren Fassade des Gebäudes verbarg sich eine riesige Lagerhalle. Von hier ging das Dröhnen aus – genauer gesagt von zwei großen, klobigen Maschinen, die sich in der Mitte des Raums breitmachten wie Zwillingsbotschafter des Todes – Tweedledum und Tweedledee ließen grüßen. Sie waren aus gebürstetem Stahl, und von beiden führten Kamine zum Dach hinauf. Beide Maschinen hatten Metalltüren, die auf und ab fuhren – gefräßige Schlunde wie aus einem Märchenbuch des Industriezeitalters.

Das sind die Öfen, schoss es mir durch den Kopf. Und darin befinden sich gerade Menschen – tote Menschen. Tatsächlich konnte ich keinen der Verstorbenen sehen, aber allein die Vorstellung ließ meinen Pulsschlag rapide ansteigen.

«Das sind also die Kremieröfen?», fragte ich Mike.

«Liegt auf der Hand bei der Größe, oder?», erwiderte er, verschwand durch eine Seitentür und ließ mich abermals einfach stehen.

Was machte ein nettes Mädchen wie ich in einer Leichenentsorgungsanstalt wie dieser? Jede Frau, die einigermaßen bei Trost war, hätte sich für eine Stelle als Kassiererin oder Kindergärtnerin beworben, aber ganz bestimmt nicht als Einäscherungsgehilfin verdingt. Und nicht zuletzt wäre es wohl um einiges einfacher gewesen, einen Job bei einer Bank oder im Kindergarten an Land zu ziehen – die Todesindustrie hieß die Dreiundzwanzigjährige, die unbedingt in dieser Branche Karriere machen wollte, nämlich keineswegs mit offenen Armen willkommen.

Im Schein meines Laptop-Bildschirms hatte ich mich unter Zuhilfenahme von Suchbegriffen wie «Kremierung», «Kremato-

rium», «Beerdigungen» und «Bestattungsunternehmen» um die verschiedensten Stellen beworben. Wenn ich überhaupt eine Antwort erhielt, wurde ich gefragt, ob ich bereits einschlägige Erfahrung vorzuweisen hätte. Bestattungsinstitute schienen derartige Erfahrungen regelrecht vorauszusetzen, als würden Einäscherungstechniken zum Lehrplan jeder durchschnittlichen Highschool gehören. Monate zogen ins Land, und ich erhielt Dutzende von Absagen – «Leider haben wir uns für einen anderen Kandidaten entschieden» –, bis ich die Stelle bei Westwind Cremation & Burial bekam.

Ich hatte schon immer ein ziemlich ambivalentes Verhältnis zum Tod. Seit meiner Kindheit, als ich herausfand, dass uns alle am Ende dasselbe Schicksal erwartet, schwankte ich stets zwischen nacktem Grauen und morbider Neugier. Als kleines Mädchen lag ich manchmal stundenlang wach, während ich auf meine Mutter wartete, fest davon überzeugt, dass sie einen Autounfall gehabt hatte und nun blutüberströmt und mit zerschmetterten Gliedern am Rand des Highways lag, ihre Wimpern von winzigen Glassplittern übersät. Ich wurde «funktional morbid», besessen von Tod, Siechtum und düsteren Gedanken, und trotzdem gelang es mir, als mehr oder weniger normales Mädchen durchzugehen. An der Uni ließ ich die Maske fallen, schrieb mich im Hauptfach für mittelalterliche Geschichte ein und verschlang vier Jahre lang akademische Schriften mit Titeln wie «Nekro-Phantasie und Mythos: Todesdeutungen unter den Eingeborenen von Pago-Pago» (Dr. Karen Baumgartner, Yale University, 2004). Alle Aspekte der Sterblichkeit zogen mich geradezu magisch an – die Toten, die Rituale, die Trauer. Meine Uni-Lektüren hatten mich angefixt, aber ich wollte mehr. Ich wollte härteren Stoff: richtige Leichen, richtigen Tod.

Mike kam zurück. Er schob eine Rolltrage mit quietschenden Rädern vor sich her, auf der meine erste Leiche lag.

«Für eine Einweisung in die Öfen reicht's heute nicht mehr, aber du könntest mir einen Gefallen tun», bat er mich im Plauder-

ton. «Der hier müsste noch rasiert werden.» Offenbar wollten die Angehörigen den Toten noch einmal sehen, bevor er eingeäschert wurde.

Mike bedeutete mir, ihm zu folgen, und rollte die Trage in ein steriles weißes Zimmer neben dem Kremationsraum. Hier würden die Toten «hergerichtet», erklärte er mir. Er trat an einen großen Metallschrank und reichte mir einen pinkfarbenen Einwegrasierer, ehe er sich abwandte und mich zum dritten Mal allein ließ. «Viel Glück», rief er über die Schulter.

Damit hatte ich, wie gesagt, nicht gerechnet, aber jetzt blieb mir nichts anderes übrig.

Fest stand, dass Mike mich genau beobachtete, auch wenn er den Raum verlassen hatte. Es war ein Test, eine erste Kostprobe seiner gnadenlosen Ausbildungsmaxime: Friss oder stirb. Ich war die Neue, die er angeheuert hatte, um Leichen zu verfeuern (und gelegentlich zu rasieren), und entweder würde ich a) damit klarkommen oder b) versagen. Es gab kein Händchenhalten, keine Einarbeitungsphase, keine Probezeit.

Ein paar Minuten später kam er wieder herein und warf einen Blick über meine Schulter. «Nein, nein, in Wuchsrichtung rasieren. Und bitte mit Gefühl. Ja, genau so.»

Als ich den letzten Rest Rasierschaum von Byrons Gesicht wischte, sah er aus wie ein neugeborenes Baby – kein noch so kleiner Schnitt, nicht mal eine Hautrötung war zu erkennen.

Später an jenem Morgen kamen Byrons Frau und seine Tochter vorbei, um ihn ein letztes Mal zu sehen. Byron wurde in den Verabschiedungsraum gerollt und in weiße Tücher gehüllt. Eine Bodenlampe mit rosafarbener Birne tauchte sein Gesicht in sanftes Licht – so ganz anders als die grellen Neonleuchten im Präparationsraum.

Nach der Rasur hatte es Mike tatsächlich fertiggebracht, Byrons Augen und Mund zu schließen, anscheinend mit irgendeinem alten Bestattertrick. Im rosafarbenen Schimmer wirkte der alte Herr beinahe heiter. Zwar erwartete ich, dass jeden Moment

jemand entsetzt aufschreien würde («O Gott, wer hat sein Gesicht so zugerichtet?»), aber zu meiner Erleichterung geschah nichts dergleichen.

Von seiner Frau erfuhr ich, dass Byron vierzig Jahre lang als Buchhalter gearbeitet hatte. Penibel, wie er wohl war, hätte er die perfekte Glattrasur sicher begrüßt. Am Ende seines Kampfes gegen den Lungenkrebs hatte er es nicht mal mehr vom Bett ins Bad geschafft und ohnehin keinen Rasierer mehr halten können.

Als seine Angehörigen gegangen waren, wurde es Zeit für den Ofen. Mike rollte Byron in den Schlund der einen Riesenmaschine und betätigte die Schalter mit beachtlicher Fingerfertigkeit. Zwei Stunden später öffnete sich die Stahltür wieder und gab Byrons Gebeine frei, von denen größtenteils nur noch rot glühende Asche übrig war.

Mike reichte mir einen langen Metallrechen und zeigte mir mit weit ausholenden Bewegungen, wie ich die Knochen aus dem Ofen holen sollte. Während Byrons Überreste in den dafür vorgesehenen Behälter fielen, klingelte das Telefon. Es schrillte ohrenbetäubend laut über die Lautsprecher an der Decke, die dort extra installiert waren, um das Läuten bei Betrieb der Öfen nicht zu überhören.

Mike warf mir seine Schutzbrille zu. «Übernimm du. Ich geh mal kurz dran.»

Während ich Asche und Knochen aus dem Ofen kratzte, fiel mir auf, dass Byrons Schädel noch voll intakt war. Verstohlen warf ich einen Blick über die Schulter, um mich zu vergewissern, ob mich irgendjemand, Lebender oder Toter, beobachtete, und zog ihn vorsichtig zu mir heran. Als er nah genug an der Öffnung war, griff ich in den Ofen. Der Schädel war noch warm, und durch meine Arbeitshandschuhe fühlte ich die glatte, staubige Struktur der Knochen.

Byrons leblose Augenhöhlen starrten mich an, während ich mich zu erinnern versuchte, wie er zwei Stunden zuvor ausgesehen hatte. Nach meiner Premiere als Barbier hätte mir sein Ge-

sicht nach wie vor präsent sein müssen, doch sein menschliches Antlitz war unwiederbringlich verschwunden. Mutter Natur ist, wie Tennyson einst geschrieben hat, «an Klaue rot und Zahn»; sie vernichtet alle Schönheit, die sie je geschaffen hat.

Durch die Kremation werden Knochen auf ihre anorganischen Bestandteile reduziert. Und sehr, sehr brüchig. Als ich den Schädel ein wenig drehte, um ihn besser in Augenschein nehmen zu können, zerbröselte er in meiner Hand, rieselte durch meine Finger in den Behälter. Der Mann, der einst den Namen Byron getragen hatte – Vater, Ehemann, Buchhalter –, war nun komplett der Vergangenheit anheimgefallen.

Als ich nach Hause kam, saß meine Mitbewohnerin Zoe schluchzend auf dem Sofa. Sie trauerte dem verheirateten Mann hinterher, in den sie sich kürzlich bei einem Rucksacktrip durch Guatemala verknallt hatte (ein harter Schlag, sowohl für ihr Ego als auch für ihre Homosexualität).

«Wie war dein erster Tag?», fragte sie mit tränenerstickter Stimme.

Ich erzählte ihr, wie Mike mich schweigend gemustert hatte, und von meiner Premiere bei der Leichenrasur, beschloss aber, die Sache mit Byrons Schädel lieber für mich zu behalten. Das war mein Geheimnis, ebenso wie das seltsame, perverse Gefühl der Macht, das in jenem Moment von mir Besitz ergriffen hatte. Von mir, der Schädelbrecherin eines unendlichen Universums.

Während mich die Ranchera-Mucke aus dem Esta Noche in den Schlaf dröhnte, sann ich über meinen eigenen Schädel nach. Wie auch er eines Tages zum Vorschein kommen würde, nachdem alles, was einst zu Caitlin gehört hatte – Augen, Lippen, Haare, Gewebe –, nicht mehr existierte. Und vielleicht würde auch mein Schädel schließlich zerbersten, zerbröseln in den Händen einer unglückseligen Mittzwanzigerin wie mir.

An meinem zweiten Tag bei Westwind machte ich die Bekanntschaft von Padma. Der Begriff «eklig» würde sie nur unzureichend beschreiben; das Wort ist schlicht zu eindeutig, mit eindeutigen Konnotationen. Padma wirkte eher wie ein Wesen aus einem Horrorfilm, Typ «untote Voodoo-Hexe». Der bloße Anblick ihrer in einem Pappsarg liegenden Leiche ließ mir die Haare zu Berge stehen – «O Gott! Heilige Scheiße, was ist denn das? Ich glaub, ich spinne!»

Padmas Vorfahren stammten aus Sri Lanka und Nordafrika. Ihr ohnehin dunkler Teint hatte sich im Stadium fortgeschrittener Verwesung pechschwarz verfärbt, ihr Haar hing in langen, verfilzten Büscheln von ihrem Schädel, stand in alle Richtungen ab. Zähflüssiger weißer Schmodder ergoss sich aus ihrer Nase, bedeckte ihr halbes Gesicht und zog sich wie ein Spinnennetz über ihre Augen und den weit offen stehenden Mund. Die linke Seite ihrer Brust war eingesackt und sah aus, als hätte ihr jemand in einem aufwändigen Ritual das Herz entnommen.

Padma war Anfang dreißig gewesen, als eine seltene Erbkrankheit sie aus dem Leben gerissen hatte. Ihre Leiche war monatelang zu Forschungszwecken an der Stanford University aufbewahrt worden, und als sie schließlich zu uns kam, ließ sich ihr Erscheinungsbild nur noch als bizarr bezeichnen.

Doch so schauerlich Padmas Anblick auch in meinen Amateur-

augen erscheinen mochte, konnte ich es mir nicht erlauben, wie ein schreckhaftes Reh vor ihr zurückzuweichen. Mike, mein Chef, hatte mir in aller Deutlichkeit gesagt, dass ich nicht dafür bezahlt wurde, mir vor einer Leiche in die Hose zu machen. Und ich war fest entschlossen, ihm zu beweisen, dass ich meinem Job ebenso distanziert und unbeeindruckt wie er nachgehen konnte.

Das bisschen Pilzbefall im Gesicht? Ach was, tausend Mal gesehen, würde ich im Tonfall eines echten Todes-Profis sagen. Da ist mir schon wesentlich Schlimmeres untergekommen.

Solange man keine Leiche wie die von Padma zu Gesicht bekommen hat, mag man sich den Tod sogar als beinah glanzvoll vorstellen. Etwa in Gestalt einer von der Schwindsucht dahingerafften Schönheit zu Queen Victorias Zeiten, deren rosigem Mund ein dünnes Rinnsal Blut entweicht. Als Edgar Allan Poes Herzdame Annabel Lee dahinscheidet und in einer Gruft ihre letzte Ruhestätte findet, kann der liebeskranke Poe nicht an sich halten. «So ruh' ich denn, bis der Morgen graut», schreibt er, «allnächtlich bei meinem Liebchen traut, in des schäumenden Grabes Näh', an der See, an der brandenden See.»

Der makellose, tote Alabasterkörper der Annabel Lee. Kein Sterbenswörtchen von fortschreitender Fäulnis und verwesendem Fleisch – jenen Kleinigkeiten eben, die dem untröstlichen Poe wohl ein recht unschmusiges Erwachen beschert hätten.

Aber es war nicht bloß Padma. Die Arbeitsbedingungen bei Westwind waren um einiges härter, als ich erwartet hatte. Los ging es um 8:30 Uhr, wenn ich die beiden «Retorten» anschaltete – Fachjargon für Kremationsapparate. Während des ersten Monats hatte ich immer einen Spickzettel dabei. Unbeholfen betätigte ich die Siebzigerjahre-Science-Fiction-Schalter, worauf die roten, blauen und grünen Knöpfe für die Temperatur, die Brenner und die Luftzufuhr aufleuchteten. Die Momente, bevor die Retorten zum Leben erwachten, gehörten zu den stillsten und friedlichsten des Tages. Kein Lärm, keine Hitze, kein Druck, nur ein Mädchen und die neueste Kollektion frisch Verblichener.

Sobald die Retorten ansprangen, war es mit dem Frieden vorbei. Der ganze Raum verwandelte sich in ein von heißer, stickiger Luft erfülltes Inferno, in dem man das Röhren des Teufels förmlich im Nacken spürte. Die silberne Wandverkleidung, die an das Interieur eines Raumschiffs erinnerte, diente der Schallisolierung und hinderte den Lärm, an die Ohren der Trauernden zu dringen, die sich gerade in der nahegelegenen Kapelle oder einem der Kondolenzräume aufhielten.

Wenn die Temperatur in der Brennkammer 800 Grad erreicht hat, ist die Maschine bereit für die erste Leiche. Jeden Morgen legte Mike mehrere behördliche Beisetzungsbewilligungen auf meinen Schreibtisch und erklärte mir, wer heute an die Reihe kam. Nachdem ich zwei Scheine ausgewählt hatte, musste ich meine Kandidaten in der «Kühlung» ausfindig machen – der Kühlkammer, in der die Leichen ihrer Bestimmung harrten. Ein kalter Lufthauch umfing mich, wenn ich die übereinander gestapelten Pappsärge in Augenschein nahm; auf jedem klebte ein Zettel mit Namen, Vornamen und Todesdatum. Die Kühlung roch wie Tod on the rocks, ein Geruch, der sich nur schwer beschreiben lässt, den man aber nie mehr vergisst.

Die Menschen in der Kühlung hätten sich in der Welt der Lebenden wohl kaum miteinander abgegeben – der ältere Schwarze mit dem Herzinfarkt, die Weiße mittleren Alters, die ihrem Gebärmutterhalskrebs erlegen, und der junge Hispano, der nur ein paar Häuserblocks vom Krematorium erschossen worden war. Der Tod hatte sie zu einer Art UN-Versammlung zusammengeführt, einem offenen Gespräch über das Ende ihrer Existenz.

Während ich die Kühlkammer betrat, schickte ich ein Stoßgebet gen Himmel und gelobte, ein besserer Mensch zu werden, wenn mein Proband nicht zuunterst lag. An jenem Morgen stand ein gewisser Mr. Martinez auf meiner ersten Beisetzungsbewilligung. In einer perfekten Welt hätte sich der Sarg mit Mr. Martinez ganz oben befunden und nur darauf gewartet, direkt auf meine hydraulische Fahrtrage befördert zu werden. Zu meinem Ärger

aber musste ich feststellen, dass er unter Mr. Willard, Mrs. Nagasaki und obendrein auch noch Mr. Shelton lag. Was bedeutete, dass ich die Pappsärge erst um- und dann wieder übereinanderstapeln musste – so eine Art Leichen-Tetris für kühle Stunden.

Als ich Mr. Martinez schließlich auf die Trage bugsiert hatte, konnte ich ihn die paar Meter bis zum Kremationsraum schieben. Der letzte Hemmschuh auf unserer Kurzreise waren die dicken Plastikstreifen (wie man sie auch aus Autowaschanlagen oder Kühlhäusern kennt), die im Türrahmen der Kühlung hingen, um die kalte Luft am Entweichen zu hindern. Der Streifenvorhang war mein ewiger Widersacher. Ich verhedderte mich grundsätzlich darin, als handele es sich um gespenstische Äste aus einer Cartoon-Version von Sleepy Hollow. Schon der Körperkontakt mit ihnen war mir schlicht zuwider, da ich mir vorstellte, dass sie mit Bakterien verseucht waren und – der Gedanke war naheliegend – sich womöglich die Seelen der Verstorbenen darin verfangen hatten.

Wenn ich mich in den Streifen verhedderte, hatte ich jedes Mal den Winkel falsch eingeschätzt, in dem ich die Trage aus der Tür schieben musste. Als ich Mr. Martinez einen sanften Schubs versetzte, hörte ich auch schon das vertraute Klonk, womit ich wieder einmal den stählernen Türrahmen gerammt hatte.

Zufällig kam gerade Mike vorbei, der auf dem Weg zum Präparationsraum war, und rückte mit ein, zwei Griffen die Trage zurecht. «Brauchst du Hilfe? Oder schaffst du's auch allein?», fragte er, die eine Augenbraue mehr als deutlich in die Höhe gezogen, als wollte er sagen: Mädel, du kriegst ja nun überhaupt nichts geregelt.

«Nee, nee, alles im Griff!», gab ich fröhlich zurück, strich mir die kontaminierten Plastiktentakel aus dem Gesicht und schob die Trage in den Kremationsraum, ohne mich weiter beirren zu lassen.

Ich achtete darauf, stets «alles im Griff» zu haben. Benötigte

ich Hilfe, um die Blumen im Vorhof zu gießen? «Nee, nee, alles im Griff!» Brauchte ich weitere Instruktionen, um den Ehering mit Seifenschaum vom geschwollenen Finger eines Toten zu lösen? «Nee, nee, alles im Griff!»

Nachdem ich Mr. Martinez wohlbehalten aus der Kühlung geholt hatte, wurde es Zeit, den Pappsarg zu öffnen. Was, wie ich herausgefunden hatte, der beste Teil meines Jobs war.

Das Öffnen der Särge erinnerte mich an ein Plüschspielzeug für Mädchen aus den frühen Neunzigern – Puppy Surprise hieß es. Im Werbespot für Puppy Surprise war eine Gruppe von fünf- bis siebenjährigen Mädchen zu sehen, die sich um einen Plüschhund scharten. Und dann kreischten sie vor Begeisterung, während sie den Bauch der Plüschhündin öffneten und darin lauter reizende Plüschwelpen entdeckten – manchmal drei, manchmal vier und manchmal sogar fünf! Und das war natürlich die Überraschung. Surprise, surprise!

Und genau so verhielt es sich mit den Leichen. In den Pappsärgen konnte man alles Mögliche finden, von einer dreiundneunzigjährigen Dame, die friedlich und liebevoll betreut im Hospiz gestorben war, bis zu einem Dreißigjährigen, den man nach einer Woche, schon gut zersetzt, hinter einem Baumarkt in einem Müllcontainer gefunden hatte. Jeder Tote war ein neues Abenteuer.

Wenn die Leiche, die ich vorfand, eher atypisch aussah (Sie erinnern sich bestimmt an Padmas entstelltes Gesicht), verleitete mich meine Neugier dazu, auf eigene Faust Nachforschungen anzustellen. Ich zog das elektronische Krematoriumsverzeichnis, rechtsmedizinische Gutachten und die jeweilige Sterbeurkunde zurate, machte mich anhand des unvermeidlichen bürokratischen Krams schlau über Leben und Tod der betreffenden Person und erfuhr so, wie sie das Reich der Lebenden verlassen und zu mir ins Krematorium gekommen war.

Mr. Martinez' Leiche hatte wenig Außergewöhnliches an sich. Hätte ich ihm ein Rating verpassen müssen, wären wohl nicht mehr als drei Plüschtiere drin gewesen. Er war ein Latino Ende

sechzig, der wahrscheinlich an einem Herzleiden gestorben war. Unter seiner Haut konnte ich die Umrisse eines Schrittmachers erkennen.

Unter Bestattern kursiert die Legende, dass die Lithiumbatterien von Herzschrittmachern im Ofen explodieren, wenn sie nicht entfernt werden. Der Fama nach besitzen diese Minibomben so viel Sprengkraft, dass sie einem das Gesicht wegfetzen können. Ob das Gerücht stimmt, weiß man aber nicht, da noch kein Bestatter das Schicksal auf diese Weise herausgefordert hat. Ich ging zurück in den Präparationsraum und holte mir ein Skalpell.

Anschließend setzte ich das Skalpell an Mr. Martinez' Brust an und versuchte, zwei Schnitte über dem Schrittmacher anzubringen. Das Skalpell sah durchaus scharf aus, bewirkte aber gar nichts – nicht mal ein Kratzer war zu sehen.

Es liegt auf der Hand, warum angehende Mediziner während ihres Studiums Leichname sezieren. So wird ihnen nicht zuletzt die Angst genommen, anderen Schmerzen zuzufügen. Während meiner Mini-Operation konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, dass Mr. Martinez Höllenqualen leiden musste. Mein Mitgefühl verleitete mich dazu, dem Verstorbenen Schmerzen anzudichten, auch wenn sein erloschener Blick keinen Zweifel daran ließ, dass er das sprichwörtliche Gebäude schon lange verlassen hatte.

In der Woche zuvor hatte mir Mike gezeigt, wie man einen Herzschrittmacher entfernt, aber bei ihm hatte das alles kinderleicht ausgesehen. Tatsächlich muss man beim Schneiden entschieden mehr Kraft einsetzen, als man glauben würde; die menschliche Haut besteht aus überraschend widerstandsfähigem Material. Ich entschuldigte mich bei Mr. Martinez für meine Inkompetenz. Nach weiteren erfolglosen Schnittansätzen und einigen frustrierten Seufzern meinerseits hatte ich den Schrittmacher schließlich freigelegt und konnte ihn mit einem kurzen Ruck entfernen.

Nachdem Mr. Martinez nun identifiziert, von der Kühlung ins Krematorium verlegt und von allen potenziell explosiven Batte-

rien befreit war, konnte er seinem feurigen Ende ins Auge sehen. Der Sarg befand sich mittlerweile auf dem Förderband vor der Ofenklappe, und ich drückte auf den Knopf, mit dem die Toten eingefahren werden. Sobald sich die Stahlklappe mit einem dumpfen Geräusch geschlossen hatte, trat ich an die Science-Fiction-Schalter an der Vorderseite der Maschine, stellte die Luftzufuhr ein und die Brenner an.

Es gibt ziemlich wenig zu tun, während eine Leiche eingeäschert wird. Ich behielt die Temperaturanzeige im Auge und öffnete zwischendurch die Klappe ein paar Zentimeter, um den Verbrennungsgrad der Leiche im Auge zu behalten. Die schwere Klappe knarrte schauerlich, wenn ich sie herunterfuhr. Sie schien zu sagen: Pass bloß auf, dass du das nicht bereust, Schätzchen.

In den Veden, den heiligen Schriften der Hindus, wurde die Leichenverbrennung schon vor dreitausend Jahren erwähnt – als unerlässliches Ritual, um die gefangene Seele aus dem unreinen Körper zu lösen. In dem Moment, in dem der Schädel birst, wird die Seele befreit und kann in die Welt der Vorfahren zurückkehren. Die Vorstellung ist an sich wunderschön, aber wenn man nicht daran gewöhnt ist, einen menschlichen Körper brennen zu sehen, kann es ein ziemlich krasser Anblick sein.

Mir jedenfalls ging dieser Anblick beim ersten Mal durch Mark und Bein, und das, obwohl ich laut Westwind-Protokoll sogar dazu verpflichtet war, den Verbrennungsprozess zu beobachten. Egal wie viele Heavy-Metal-Albumcover oder Hieronymus-Bosch-Höllenvisionen Sie gesehen haben mögen, nichts dergleichen kann Sie auf eine Leiche in einem Krematoriumsofen vorbereiten, nicht mal die Szene in Indiana Jones, wenn diesem einen Nazi das Gesicht wegschmilzt. Einen menschlichen Schädel brennen zu sehen, geht weit über jede Vorstellungskraft hinaus.

Wenn die Leiche in die Retorte einfährt, brennt zuerst der Pappsarg, das «Ersatzbehältnis», wie er auf der Rechnung genannt wird. Die Pappe geht unmittelbar in Flammen auf, worauf der Leichnam schutzlos dem Inferno ausgeliefert ist. Dann greifen die

Flammen auf den Körper über, dessen Beschaffenheit sich innerhalb kürzester Zeit drastisch verändert. Der menschliche Körper besteht zu achtzig Prozent aus Wasser, das mehr oder minder problemlos verdampft. Und schließlich fressen sich die Flammen ins Gewebe vor, lassen die sterbliche Hülle nach und nach verkohlen. Dieser Prozess nimmt den Großteil der Zeit in Anspruch.

Es wäre eine Lüge, würde ich behaupten, dass ich mir von meinem Job im Krematorium nicht etwas Bestimmtes erhofft hätte. In etwa hatte ich mir vorgestellt, wie ich die Beine hochlegen, Erdbeeren essen und Romane lesen würde, während gerade irgendein armer Tropf kremiert wurde. Und dass ich am Ende des Tages gedankenverloren in der U-Bahn nach Hause sitzen und tiefe Erkenntnisse darüber erlangt haben würde, was es mit dem Tod auf sich hat.

Nach ein paar Wochen aber beschäftigten mich weit profanere Gedanken, wie zum Beispiel: Wann ist Mittagspause? Wie soll ich je den ganzen Dreck loswerden? In einem Krematorium ist man pausenlos mit Schmutz konfrontiert. Die Asche der Toten und die Emissionen des Ofens sorgen dafür, dass ständig über allem eine dünne Schicht aus Staub und Ruß liegt. Die feinen Partikel nisten sich an den unmöglichsten Stellen ein, so etwa in den Nasenlöchern. Gegen Mittag sah ich aus wie das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern, das an der Straßenecke seine Waren feilbietet.

Es gibt sicher Erfreulicheres, als permanent mit Knochenstaub hinter den Ohren und unter den Fingernägeln herumzulaufen, doch durch die Asche eröffnete sich mir eine Welt, die ich bislang noch nicht gekannt hatte.

Als die stählernen Türme des World Trade Center am 11. September 2001 einstürzten und Schutt und Metall auf New York niederregnete, leitete Enkyō Pat O'Hara ein nicht weit entfernt gelegenes buddhistisches Zentrum. «Der Geruch lag wochenlang in der Luft, und es kam einem vor, als würde man menschliche Überreste atmen», sollte sie später erzählen. «Es war der Geruch von tausend Dingen, die sich im wahrsten Sinne des Wortes in

Rauch aufgelöst hatten – Menschen, elektronische Geräte, Beton, Glas, einfach alles.»

Eine entsetzliche Beschreibung. Doch O'Hara riet den Leuten, das Grauen nicht zu verdrängen, sondern sich ihm zu stellen, zu akzeptieren, dass «genau das ohne Unterlass geschieht, ohne dass wir es bemerken, und jetzt können wir es endlich sehen, riechen, fühlen und wahrnehmen.» Und im Westwind-Krematorium wurden mir zum ersten Mal die Augen geöffnet. Es war eine Konfrontation mit der Wirklichkeit – eine kostbare Erfahrung, die einen regelrechten Suchteffekt auf mich ausübte.

Um zu den profaneren Dingen zurückzukommen: Wann und wo sollte ich Mittagspause machen? Dafür hatte ich eine halbe Stunde Zeit. In der Empfangshalle lief ich Gefahr, dass gerade eine trauernde Familie hereinplatzte, während ich mein Chop Suey aß, und die Hinterbliebenen mit einem Mund voller Nudeln zu begrüßen, war sicher kein optimales Szenario. Das Krematorium kam ebenfalls nicht infrage, schon allein deshalb, weil ich keine Asche auf meinem Essen haben wollte. Womit noch die Kapelle (vorausgesetzt, dort war gerade kein Verstorbener aufgebahrt) und Joes Büro blieben.

Caitlin Doughty – Fragen Sie Ihren Bestatter

© Caitlin Doughty

«Bei Westwind hatte sich nie jemand große Sorgen darum gemacht, ich könnte mich bei einer Leiche mit Syphilis anstecken oder umgekehrt. Nur wenn Mike befürchtete, meine Kleidung könnte in Mitleidenschaft gezogen werden, hatte er mir geraten, nicht nur Handschuhe, sondern einen Schutzanzug zu tragen – eine rare fürsorgliche Geste, die so gar nicht zu ihm passte.» – Caitlin Doughty am Einäscherungsofen bei Westwind Crematory & Burial im kalifornischen Oakland.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de